

hingegen waren seine Zugeständnisse an die republikanische Ordnung nicht groß genug, und in der Truppe selbst stieß dieser von den »Bürogeneralen« in der Bendlerstraße mitgetragene Kurs ebenfalls auf Mißtrauen, so daß Groener schließlich zwischen allen Stühlen saß.

Mit der offenen Staatskrise begannen sich die Ereignisse für Groener zunehmend zu überschlagen. An dem Übergang zu den Präsidialkabinetten und an der Berufung Brünings war Groener, stärker als bisher bekannt, aktiv beteiligt. Anders als bei Brüning war das Ziel seines Handelns aber nicht, wie Hürter plausibel belegen kann, die Abschaffung der demokratischen Staatsform und die Restauration der Hohenzollernmonarchie; Groener ging vielmehr davon aus, daß nur ein »bürokratisches Krisenmanagement unter weitgehender Ausschaltung parteipolitischer und parlamentarischer Mitsprache« (S. 359) die gegenwärtige Staatskrise überwinden könne. Langfristig verfolgte er damit aber auch wohl das Ziel der »Entwicklung des Weimarer Staates von einer föderalen Parteiendemokratie zur zentralistischen Präsidialdemokratie«. (S. 360) Die politische Entwicklung verlief jedoch in eine andere Richtung, und Groener, der seit Ende 1931 auch das Amt des Reichsinnenministers bekleidete, trug mit seinem Lavieren gegenüber der NSDAP, deren Organisationen er für sein Jugendertüchtigungs- und Milizprojekt gewinnen wollte, maßgeblich dazu bei. Der Machtwille Hitlers, der Verlust des Vertrauens des greisen Reichspräsidenten, die Abwendung Schleichers von seinem Mentor und die auf das SA-Verbot folgende Welle der Entrüstung von rechts machten Groeners Sturz schließlich unausweichlich.

Aufgrund des von ihm betriebenen Übergangs zu den Präsidialkabinetten im Frühjahr 1930 und aufgrund seiner unrealistischen Politik gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung gehört Groener, wenn auch subjektiv wider Willen, mit zu den Totengräbern der Republik. Das von Friedrich Meinecke überlieferte Bekenntnis Groeners aus den Tagen des Röhm-Putsches, daß es notwendig gewesen wäre, die NSDAP rechtzeitig »mit Gewalt« niederzuwerfen, kam zu spät; die von ihm bereits im Februar 1933 vorausgesehene Diktatur, die schließlich einen Krieg entfesselte, der nicht gewonnen werden konnte und an dessen Ende die Zerstörung des Reiches stehen mußte, war zu diesem Zeitpunkt bereits grausame Realität geworden. Die Rolle Groeners in dieser Zeit differenziert herausgearbeitet zu haben, ist das große Verdienst dieser Studie. *Michael Epkenhans, Heidelberg*

Manfred Herzer, Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1992, 189 S., brosch., 34 DM.

Die erste deutschsprachige Monographie über den Arzt und Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld (1868–1935) ist anzuzeigen. Hirschfeld, Autor eines breitgelagerten sexualwissenschaftlichen Œuvres mit sexualreformerischer Note, war ein Pionier der Sexualwissenschaft im ersten Jahrhundertdrittel. Insbesondere als Begründer des Berliner Instituts für Sexualwissenschaft, das 1933 von den Nationalsozialisten zerstört wurde, war er zu Lebzeiten nicht nur in Deutschland bekannt. Heute hingegen ist Hirschfeld weithin vergessen.

Manfred Herzer versucht im Stile einer biographie intellectuelle, das Werk des Sexualwissenschaftlers und das Wirken des Sexualreformers (weniger mithin sein Leben) wieder vor Augen zu führen. Gestützt auf eine breite Literaturbasis und eine schmale archivalische Spur (ein persönlicher Hirschfeld-Nachlaß fehlt) werden Hirschfeld die – schon plakativ in den Buchuntertitel gesetzten – Lebensidentitäten eines Juden, Sozialisten und Homosexuellen zugesprochen. Diese Deutungslinie ist problematisch. Schon beim Judentum Hirschfelds muß eingeräumt werden, daß das Judentum »für ihn in keiner Hinsicht eine

Identifikationsmöglichkeit« (S. 25) bot. Auch beim Sozialismus Hirschfelds enthüllt das Buch eher das Gegenteil: Hirschfeld war kein sozialistischer Aktivist, sondern undoktrinär und kosmopolitisch denkend, der aus einer »Art sozialliberaler Philanthropie« (S. 27) zur SPD fand und sich in ihr für eine Reform des Sexualstrafrechtes engagierte.

Übrig bleibt der homosexuelle Sexualwissenschaftler Hirschfeld. Das besondere Anliegen von Hirschfelds Lebenswerk, so argumentiert die Arbeit überzeugend, bestand in der Vermittlung von sexualwissenschaftlichen Erkenntnissen und sexualreformerischer Arbeit. Das gab seinem Werk einen aufklärerischen und politisch-volkspädagogischen Grundzug. Im Mittelpunkt von Hirschfelds Sexologie stand als »das« große Lebensthema ihres Schöpfers: die Homosexualität, das Kainsmal der bürgerlichen Gesellschaft. (S. 51–91) In unzähligen Büchern und wissenschaftlichen Abhandlungen, in Manifesten, Zeitungsartikeln, Aufklärungsbroschüren und -filmen legte er seine Sichtweise dar, daß die Homosexualität angeboren sei und somit im Sinne einer postulierten »sexuellen Zwischenstufe« im Einklang mit der Natur stehe. Mit dieser Position entpathologisierte er das »Dritte Geschlecht« (M. Hirschfeld) und stellte sich damaligen Vorurteilen und Tabus radikal und mutig entgegen. Materiell und methodisch stützte er sich auf eine Empirie mittels Fragebogenerhebungen, die nach Umfang, Detailliertheit und Genauigkeit sexualwissenschaftliche Standards setzten, deren Niveau nach 1945 erst wieder durch Alfred Kinsey erreicht wurde. Auch wenn Hirschfelds Homosexuellentheorie soziologische und historische Perspektiven vernachlässigte, so lag in seiner markanten Biologisierung der Homosexualität, wie die Studie zeigt, die zeitspezifische Modernität seiner Auffassung.

Herzer verortet Hirschfelds Sexologie, indem er ihr Verhältnis auch gegenüber der psychoanalytischen Schule und Lehre nuanciert aufzeigt. (S. 92–119) Früh von Abstand und Dissens gekennzeichnet, mündete die Beziehung später in offene Feindschaft ein. Problemorientiert werden die gedanklichen und menschlichen Hintergründe sichtbar gemacht.

Hirschfelds politischer Kampf vor dem Hintergrund seiner Sexualwissenschaft zielte auf die Abschaffung des Homosexuellenparagraphen 175, der die »widernatürliche Unzucht zwischen Männern« unter Strafe stellte. Beharrlich stritt Hirschfeld dafür, die »homosexuelle Handlung« straffrei zu machen. Im Rahmen des von ihm bereits 1897 ins Leben gerufenen »Wissenschaftlich-humanitären Komitees«, später seines Berliner Instituts für Sexualwissenschaft, forderte er die rechtliche und soziale Gleichbehandlung der Homosexualität, womit er zu einem führenden Kopf der zu seinen Lebzeiten kleinen und zerstrittenen Homosexuellenbewegung in Deutschland wurde. Herzer stellt Hirschfeld aber nicht als Heros auf den Sockel, sondern deutet seine Rolle im Sinne einer notwendigen Durchgangsetappe für die Geschichte dieser Emanzipationsbewegung aus.

Unterblickt bleibt dabei das realgeschichtliche Gesicht und Profil von Hirschfelds Wirken. Die Praxis seiner öffentlichen Vortragstätigkeit – zeitweise hielt Hirschfeld hundert Vorträge im Jahr – oder seine volkspublizistische Arbeit bleiben ebenso unzureichend aufgearbeitet wie seine einflußreiche sexualwissenschaftliche Gutachtertätigkeit, die ihn durch das Auftreten in spektakulären Gerichtsprozessen bekannt machte. Hier liegt ein Feld für Detailstudien, insbesondere pressegestützter Art. Bedauerlich ist auch, daß die Analyse einen naheliegenden und vielversprechenden sozialgeschichtlichen Zugang als Verständnis- und Deutungshorizont außer acht läßt: den Kontext der (Lebens-)Reformbewegung und volkspädagogischen Initiativen des frühen 20. Jahrhunderts.

Doch solche Einwände und Wünsche ändern nichts an dem gewinnenden Gesamteindruck dieses schmalen Buches. Es ist instruktiv, gut geschrieben und mit einem Bilderteil und einem Sach- und Personenregister ansprechend aufgemacht. Herzers Verdienst ist es, einen weithin vergessenen Sexualwissenschaftler bei aller Zeitgebundenheit an die Gegenwart herangerückt zu haben. Die insgesamt solide Studie entzieht der geschichtsklittern-

den These moderner Sexualwissenschaftler (M. Dannecker u. a.) vom pränazistischen Sexologen Hirschfeld den Boden. *Rembert Unterstell, Marburg*

Irmgard Eisenbach-Stangl, Eine Gesellschaftsgeschichte des Alkohols: Produktion, Konsum und soziale Kontrolle alkoholischer Rausch- und Genußmittel in Österreich 1918–1984, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1991, 407 S., brosch., 78 DM.

Diese interdisziplinär angelegte Sozialgeschichte des Alkohols verortet den Alkohol in den gesellschaftlichen Bereichen Wirtschaft, Gesellschaft sowie Ideologie und Herrschaft. Entsprechend hat die Autorin ihre Gesellschaftsgeschichte des Alkohols in vier Hauptkapitel untergliedert: Die Geschichte der Alkoholwirtschaft, die Konsum- und Problemgeschichte, die Kontrollgeschichte und die politische Geschichte. Sie beschließt ihre Studie mit einer soziologischen Betrachtung über den »Bedeutungswandel alkoholischer Rausch- und Genußmittel in der modernen Welt«, in der sie das Beispiel Österreich in den internationalen Kontext einzubetten versucht. Daß die Sozialgeschichte des Alkohols im 19. und 20. Jahrhundert für die meisten europäischen Länder noch nicht geschrieben ist, erweist sich spätestens bei der Lektüre dieser Schlußpassage des Buches als gravierender Mangel. Diese unterstreicht gleichzeitig, welche Lücke die Autorin mit ihrer soziologisch-historischen Untersuchung nicht nur für den deutschsprachigen Raum, sondern für den europäischen Kontext der historischen Alkoholforschung füllt.

Wenngleich es an vergleichbaren Studien fehlt, so arbeitet die Autorin als spezifisch österreichische Variante der neueren Sozialgeschichte des Alkohols doch überzeugend die dominierende Rolle der sozialistischen Alkoholgegner heraus: Die sozialistische, in der Zweiten Republik die sozialdemokratische Partei waren es, die Maßnahmen zur Trinkkontrolle im politischen System durchsetzten. Die von den Sozialisten in Gang gesetzten Modernisierungsprozesse reichten von den ersten Behandlungsangeboten für Alkoholranke in Wien um 1920 bis zum Werbeverbot für Alkoholika 1974.

Abgesehen von dieser zentralen, stark österreichbezogenen Erkenntnis dürfte ein weiteres Ergebnis der Untersuchung die besondere Aufmerksamkeit von Sozialhistorikern auf sich ziehen: Im historischen Ablauf diagnostiziert die Autorin eine Abkehr von der Fremdkontrolle durch überindividuelle Instanzen hin zur Selbstkontrolle des einzelnen. Modernisierung heißt gerade in der Zeitspanne nach 1945, dem Bürger ein steigendes Maß an Selbstkontrolle abzuverlangen.

Bei dem soziologisch weitgesteckten Forschungsfeld dieser Untersuchung fällt die einseitige Perspektive – es ist die staatlich-administrative – nicht so nachteilig ins Gewicht. Die Materiallage hat diese Wahl der Perspektive ebenso wie die des Untersuchungszeitraumes nahegelegt. An mehreren Stellen beeinträchtigt die relativ dürftige Materialbasis den Gang der Untersuchung deutlich: Bei der Darstellung des Trinkverhaltens der Österreicher kann die Autorin sich beispielsweise nur auf eine vollständige Erhebung aus dem Jahr 1977 stützen. Das ständige Überspringen des »nationalsozialistischen Zwischenspiels« mag besonders für Historiker und gerade vor der jüngsten Kulisse der Renaissance faschistischer Ausgrenzungsideologien ärgerlich erscheinen. Ein Historiker hätte hier Wert gelegt auf Kontinuitäten. Wo Historiker mehr auf historische Längsschnitte achten, berücksichtigen Soziologen mehr die Querschnitte durch die Gesellschaft. Und dies ist der Autorin – als gelernter Soziologin – vollauf gelungen. *Elke Hauschildt, Hamburg und Wiesbaden*